

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Schulz, Helmut: Der geheimnisvolle Koffer

urn:nbn:de:bsz:31-62031



Der geheimnisvolle Koffer

Von Helmut Schulz

Das Haus steht etwas abseits des Dorfes. Es ist ein stilles und friedliches Haus, und die darin wohnen, der Herr Lehrer Hermann Friederich mit seiner Frau Poldi und der kleinen Tochter Erika, sind ebenfalls friedliche Leute. Sie kennen keinen Streit, seit Jahren nicht, nur die Sonne, die von allen Seiten herein kommt, die kennen sie. Sie ist ein lieber Gast und hat sich bereits eine Heimstatt in ihren Herzen erobert. Hinter dem Haus beginnt der Wald. Ein schöner dunkler Wald, voll des Wunders und des heimlichen Lebens. Die Mutter, Frau Poldi Friederich, hat immer, so gern sie ihn im Grund ihres Herzens leiden mag, ein leises Grauen vor ihm gehabt, und deshalb erlaubte sie ihrem Mädchen auch nur, seinen Spielplatz höchstens bis zu seinem Rande auszudehnen, bis dorthin, wo in dieser Zeit der gelbe Ginster blüht und der schwarze Holunder. Sie tritt dann oft ans Fenster und winkt der Kleinen, oder sie singt, da sie die goldene Sonne im Herzen hat, allerlei Lieder beim Geschirrspülen am offenen Fenster, Lieder aus ihrer Jugendzeit, oder auch solche, die ihr Mann, der Herr Lehrer, in der Schule mit den Kindern gerade einübt. Ihr liebstes aber ist das alte Lied, von dem keiner weiß, wer es erdacht hat, und das so beginnt:

So viel Stern am Himmel stehen,
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen Feld,
So viel Vögel, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
Soviel mal sei du gegrüßt!

Sie weiß dabei nicht, wen sie grüßt. Vielleicht ist es die Sonne, vielleicht auch der Wald oder die duftende Erde, die sich ringsum ausdehnt in ihrer gütigen Pracht. Jedenfalls singt sie das Lied über alles gern, jeden Tag, oft sogar mehrere Male am Tag, schon seit Jahren, und es wird ihr nimmer leid, weil es in seiner jugendfrohen Frische nicht alt werden kann. Und wenn das Lied ertönt, winkt ihr die kleine Erika jauchzend zu, und selbst der Herr Lehrer, wenn er es gerade hört, lächelt im Glück und im Stolz, ein solches Weib zu haben, das so viel Freude ausgießen kann. Aber der Wald hat es doch in sich. Weiß der Ruckuck, woher das kommt, daß er so leise raunen kann, bisweilen so unschuldsvoll und zart, wo er doch in seinen tiefsten Gründen den dunklen See versteckt hält, auf dem die Rosen blühen, und aus dem in Mondnächten die Nixen steigen, zartgliedrig und verführerisch, in weißen Schleiern, zu tollem mitternächtlichem Liebespiel. Der Wald ist selbst wie ein stilles Wasser, dem man nicht auf den Grund sehen kann, und wenn er den

Wind durch seine Bäume orgeln läßt, dann hat sein Lied einen verborgenen Sinn.

Der Herr Lehrer hat immer über solche Gedanken gelacht, und er hat versucht, sie ihr mit guten Worten auszureden. Aber das half nur für kurze Zeit. So froh sie im Grund ihres Herzens war, mit dem Wald wollte sie keine dicke Freundschaft schließen. Er ist gut, er ist recht, er ist schön, aber im übrigen soll er mich ungeschoren lassen! Das waren ihre Worte. Nun gut, und man soll eben, das sah auch der Herr Lehrer ein, bisweilen einem Menschen seinen Glauben und seinen Willen lassen.

War es nun Zufall, oder war es eine Art Rache des Waldes, daß gerade durch ihn der erste Streit zwischen den beiden seit Jahren friedlich und froh nebeneinander lebenden Eheleuten ausbrach? Seht, das kam so. Frau Poldi ist von Natur gewiß nicht neugierig. Aber eines schönen Tages, es war genau zwei Wochen vor ihrem Geburtsfest, mußte sie, als sie eben in der Küche das letzte Geschirr wegräumte, sehen, wie ihr Mann, einen kleinen Koffer unterm Arm, über den Hof, durch den Garten und dort durch das hintere Türchen hinaus beinahe wie ein Dieb in den Wald schlich, um erst nach drei Stunden, wieder mit dem Koffer unterm Arm, zurückzukehren. Zunächst sagte sie nichts, sie lächelte sogar am ersten Tag. Doch als das, vierundzwanzig Stunden später, wieder genau so passierte, da lächelte sie nicht mehr, sondern verwunderte sich über alle Maßen. Aber am dritten Tag konnte sie nicht mehr schweigen. Da fragte sie ihn gerade heraus, was diese Waldausflüge zu bedeuten hätten und was er nun schon zum drittenmal heimlich in dem lächerlichen kleinen Koffer fortzutragen habe? Es ist nun gewöhnlich so, daß eine offene Frage eine offene Antwort wert ist, und unter den Eheleuten Friederich war das auch nie anders gehandhabt worden. Aber will's der Teufel, daß Krach ins Haus kommt, dann gelingt's ihm auch. Und diesmal gelang's ihm. Herr Hermann Friederich zog es vor, seiner Frau Poldi

auf diese Frage keine Antwort zu geben, vielmehr suchte er nur mit den Schultern, lächelte geheimnisvoll in sich hinein und ging davon. Den Koffer hatte er unterm Arm. Eine Salzsäule macht keinen erstarrteren Eindruck als Frau Poldi, die solchermaßen verdußt und in innerster Seele erschüttert im Fensterrahmen zurückblieb. Zum erstenmal vergaß sie an diesem Tag ihre frohen Lieder, zweifelte sie an der Treue ihres Mannes, sah sie sogar nicht, wie Erika ihr vom Garten herauf winkte und ihr einen selbstgepflückten Strauß aus Männertreu und Günsel entgegenhielt. Und dabei war es doch gerade heute ein besonders schöner Tag. Die Sonnenstrahlen kugelten sich neckisch im kleinen Weiber hinter den Tulpenbeeten, und um den Lindenbaum neben dem Gartenhaus summt in süßer Geschäftigkeit die Bienen. In der Ferne aber rauschte der Wald und sang ein dunkles, wehmutsvolles Lied . . .

Wer mag das begreifen? Es ist dumm eingerichtet auf dieser Welt, und man kommt bisweilen um nichts von allem auf das richtige Gleis zurück, wenn man sich einmal verfahren hat! Da ist nun der Friede hin im glücklichen Lehrershaus, und keiner kann das ändern. Oder glaubt ihr etwa, daß der Herr Lehrer seine heimlichen Gänge mit dem Koffer unterm Arm in den Wald eingestellt, oder daß er wenigstens auf die Vorhaltungen seines unglücklichen Weibes hin erklärt hätte, was er dort zu schaffen hatte? Frau Poldi jammerte, schalt und weinte, aber es half so viel, wie wenn man einen Ochsen ins Horn pfeßt. Sie beschuldigte ihren Mann der Lüge, des Diebstahls, der Schmutzgelei, des Ehebruchs — doch half es nichts. Er fand im Gegenteil, statt daß er vernünftig geworden wäre, auf all ihre Vorwürfe nur immer ein Lächeln. Ein spitzbübisches Lächeln, hinter dem er sogar eine geheime Freude nicht verbergen konnte, und ging unverdrossen getreulich Tag für Tag, stets um dieselbe Zeit, mit dem Koffer unterm Arm, in den Wald, aus dem er regelmäßig erst nach drei, manchmal auch erst nach vier Stunden zurückkehrte. Und das alles ging acht,

zehn, zwölf Tage so weiter und schien sich, nach Frau Poldis Meinung, auch in Ewigkeit nicht mehr ändern zu wollen. Ihre Ehe war zerrüttet, sie war reslos aufgelöst, mit einemmal, von heute auf morgen.

Solch ein Zustand wirkt sich naturgemäß auch auf die Umwelt aus. Wo die Liebe fehlt, ist alle Freud' vergällt. Auch Erika mußte das merken, und sie empfand es am schmerzlichsten am Abend vor dem Geburtstag der Mutter. Da wird sonst der Kuchen gebacken, und dabei pflegte sie immer heimlich die süßen Rosinen aus dem Teig herauszupflücken, die so viel besser schmeckten als nachher, wenn der Kuchen fertig auf dem Kaffeetisch steht. Diesmal jedoch backte Frau Poldi keinen Kuchen. Das Mißtrauen, das an ihrer Seele fraß, gestattete ihr kein Lächeln mehr. Selbst Erika, das unschuldige Kind, begann an diesem Abend darunter zu leiden. Denn als es sah, daß die Mutter auch gar so verändert war, wurde es trostig und böß und mußte schließlich mit einer Tracht Prügel zu Bett geschickt werden. Ja, so schnell vermag die Welt ihren Lauf zu ändern! Frau Poldi schließ diese Nacht lange nicht ein, sie weinte und fürchtete sich vor dem kommenden Tag, der sonst immer nur vom höchsten Glück beschienen war.

Am Morgen lachte die Sonne, ihre Strahlen fielen aus Gottes Sommergarten in unendlicher Fülle durchs Fenster und küßten eines unglücklichen Geburtstagskinds Augen wach. Frau Poldi erhob sich. Das Bett ihres Mannes war leer — so war er also davon gegangen, als sie noch schlief, um ihr nicht gratulieren zu müssen. Welche Schufte diese Männer sein können! Sie kleidete sich an, eilte in die Küche, wusch sich, und dann öffnete sie die Fenster, das Licht des blauen Himmels und den Blumenduft des Gartens herein zu lassen. Ein stiller Trost, ein kleines Geschenk, dafür sie niemandem dankeschön zu sagen brauchte. Es grüßten sie die buntesten Farben. Lavendel und Verbänen, Verbänen und Lavendel. Blau und purpurfärbig brannten sie im Garten und verströmten ihren

heißen Duft. Daneben glänzten weiße Venuspiegel und rote Levkojen, die Ranunkeln und das hellblaue Gretchen im Busch. Selbst die dunkle Trompeterzunge wollte an diesem Morgen zu ihr heraufgrüßen, lächelnd und freundlich, aber ihr Gesicht konnte das Lächeln nicht erwidern, ihr Herz schlug nur die Enttäuschung zurtück. In den Lüften sang die



Das Bett ihres Mannes war leer.

Lerche, der Wald rauschte und hatte seinen dunklen Gesang vergessen. Hörst du es nicht, Poldi, wie er fröhlich ist und in feierlichem Orgelton das jubelnde Lied der Lerche begleitet?

So viel Stern am Himmel stehen,
So viel Schäflein, als da gehen
In dem grünen Feld,
So viel Vögel, als da fliegen,
Als da hin und wieder fliegen,
Soviel mal sei du gegrüßt!

Nein, sie will das nicht hören, sie kann es nicht hören. Das war einmal, vor langer, langer Zeit, vor hunderttausend Jahren, als es noch die Treue gab und ihr Mann sie nicht schmählich betrog! — Aber der Wald summt es doch, das Lied, nein, er summt es nicht, er spielt es, hör nur, laut und vernehmlich spielt er es in vollem und klarem Orgelklang! Warum willst du das Fenster zu-

werfen, kleine Frau Poldi? Du kannst es ja gar nicht, denn du hörst ja die Lerche singen. Und nun hat sie gar dir zu Ehren eine menschliche Stimme angenommen. Drunten sitzt sie irgendwo in den Schlehen und singt dein schönstes Lied zu Ende:

Soll ich dich denn nimmer sehen?
Ach, das kann ich nicht verstehen,
O, du bitterer Scheideschluß!
Wär ich lieber schon gestorben,
Eh' ich mir ein' Schatz erworben,
Wär ich jeho nicht betrübt.

Es ist, als ob der Herrgott selbst über die Berge herunter gestiegen wäre. Er führt einen blondschopfigen Engelsbuben an der Hand, und sie haben beide die Schrecken des Waldes vertrieben. Nun singen sie in sein Blätterrauschen hinein das Lieblingslied der Frau Poldi. Da kann auch sie nicht mehr anders. Sei es die Neugierde oder sei es eine mahnende Stimme in ihrem Herzen, die sie treibt; sie reißt im selben Augenblick das Fenster, das sie eben schließen wollte, nur weiter auf, und wie sie sich laufend hinauslehnt, blickt sie gerade dem Herrn Lehrer, ihrem artvergeffenen Mann, mitten ins schelmisch strahlende Gesicht. Und sie vernimmt, wie er in das glückhafte Rauschen des Waldes hinein auf einer nagelneuen Ziehharmonika auswendig und völlig fehlerfrei ihr Lied spielt. Die Lerche aber, die in den Schlehen

dazu singt, ist die kleine Erika. Sie sitzt neben dem fröhlichen Spielmann im Gras auf dem verflirten kleinen Koffer, der das Geburtstagsgeschenk all die Tage über heimlich barg und in dem es der Vater in den Wald trug, um zu üben. Und das Mädchen singt und jubiliert aus vollem Halße.

In den nächsten Minuten kollerten Frau Poldi die Tränen die frohen Backen herunter. Wer will untersuchen, ob es Tränen der Freude und des Glückes oder aber einer leisen Scham darüber waren, daß sie ihrem Mann einen solch köstlichen Triumph über ihre weibliche Eifersucht in die Hände gespielt hatte? Wahr ist jedenfalls, daß wenige Stunden später fünf große Geburtstagskuchen überm Feuer standen, von denen allerdings nur drei mit Rosinen gefüllt waren. Die andern hatte sich Erika schon vorher „gesichert“, und Frau Poldi hatte es so-aar geschehen lassen, ohne ein Wort des Tadelß dafür zu finden.

Wahr aber ist außerdem noch, daß der Wald, der Verbündete und Beistand zu solch froher Überraschung, von diesem Tag an für Frau Poldi seinen geheimen Schrecken verloren hatte, wenn er auch gleich sein Geheimnis deshalb nicht preisgab. Denn das bewahrt er gerade vor dem am meisten, schauernd und gütig, der ihm seine Liebe gestand.

Neues vom alten Haeseler / Von Wilhelm Schäfer

Zwei Antworten

Lieber eine dumme Antwort als keine! pflegte der General Haeseler zu sagen, und er meinte die Geistesgegenwart, die er gern bei seinen Soldaten prüfte, indem er sie mit unerwarteten Fragen verblüffte. Als er in Mex einmal an einem sternklaren Winterabend nach Hause kam, trat er unversehens zu der Schildwache hin, die stramm präsentierte, und fragte: „Wieviel Sterne stehen am Himmel, mein Sohn?“

„Zu Befehl, Erzellenz!“ sagte der Soldat, der aus Bonn und darum nicht auf

den Mund gefallen war, nahm das Gewehr bei Fuß und fing an, die Augen nach rechts gegen den funkelnden Himmel gerichtet, die Sterne zu zählen. Der alte Haeseler hörte verduzt dem strammen Kerl zu, wie er mit seiner rheinischen Stimme das: Eins, zwei, drei — in die Nacht schmetterte und entschlossen schien, einige Tausend für seinen General herunterzuzählen. So lange konnte er aber nicht in der kalten Nacht dabeistehen, deshalb sagte er lachend: „Sage mir's morgen! Aber zähle leise, damit du die Nachtruhe der Mexer nicht störst!“